Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 174 (1901)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655171

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Des Hinkenden Boten Neujahrsgruß.

Wie mancher Wunsch, der niemals wird erfüllt!
Wie manches Sehnen, das nie wird gestillt!
Wie manche Hoffnung, die die Menschen trügt!
Wie manche Prophezeiung, die uns lügt!
So geht's von einem in das andre Jahr,
So wird's auch dies Jahr sein, wie's alle war.
Und ist's nicht gut so? Wär' es anders gut,
Wenn Menschensinn regiert' und Menschenmut?
Unheil, Verwirrung gäb's und bunt Gezetter,
Wie wenn wir Menschen regelten das Wetter.
Drum ist's wohl gut, daß eines Höhern Geist
Dem Menschenschicksal seine Wege weist.
Ihm laßt uns denn vertrau'n auf Tod und Leben!
Er wird, was uns zum Besten dient, uns geben,
Und — ob hier rätselhaft, dort klar und offen —
Versagen, was wir alles thöricht hoffen.
An solchem Glauben laßt uns fest uns halten
In diesem neuen Jahre wie im alten! (G. Sutermeister.)

Was der Hinkende Bote vor 100 Jahren seinen Lesern erzählt hat.

Das wird gewiß manchen seiner getreuen Anhänger interessieren.

Da die wenigsten im Besitz eines Kalenders von 1801 sein dürften (dieselben sind nämlich sehr rar), so bringt der Hinkende Bote zu Anfang des neuen Jahrhunderts seinen Freunden einiges aus seinem Kalender-Archiv zur Belehrung und Erheiterung.

Solche Rückblicke haben immer ihren Wert! Sie wirken sowohl demütigend als auch erhebend; demütigend, indem man zur Überzeugung gelangt, daß die Menschen trotz aller Bildung, Erziehung und Aufklärung nicht dementsprechend besser geworden sind, erhebend, indem wir im Vergleich mit früher den besten Maßstab gewinnen für die großen, unschätzbaren Errungenschaften der Neuzeit und unsere geordneten Zustände verglichen mit dem politischen Elend, welches vor 100 Jahren in unserem Vaterlande herrschte, doppelt schätzen lernen. Mit freudiger Genugthuung dürfen wir konstatieren, daß die allgemeine Bildung und der Geschmack der Leser sich in hohem Maße gehoben und verbessert hat; vieles, was vor 100 Jahren im Kalender erschien und mit Lust gelesen wurde, dürfte unmöglich mehr gebracht werden, abgesehen von dem ganzen Wulst von Hexen- und Geistergeschichten, Teufelsbeschwörungen, Geheimmitteln und Aderlaßmännchen. An gesundem Humor und schlagendem Witz hatten jedoch unsere Vorfahren schon damals ihre Freude, und die alten Kalender bieten eine reiche Fundgrube auf diesem Gebiet; doch heißt es vorsichtig wählen, denn nur ein kleiner Teil der damaligen Witze dürfte sich mit dem Geschmack und Anstandsgefühl unserer Leser vertragen.

Kurze humoristische Erzählungen, Witze und Anekdoten bildeten den Hauptinhalt. Wir bringen unsern Lesern hier eine kleine Blumenlese solcher Histörchen:

Wie man zugleich weint und lacht.

Eine Dame saß am Bette einer innigstgeliebten sterbenden Tochter. Um sie herum waren ihre andern Töchter nebst den Schwiegersöhnen versammelt. Ach! rief sie in einem Anfalle des Schmerzens aus: guter Gott! gieb mir nur sie wieder, und nimm dafür alle meine andern Kinder! — „Madame! auch die Schwiegersöhne?“ — fragte geschwind einer derselben. Das kalte Blut mit dem er fragte, und der komische Ton, mit dem er die Worte aussprach, machten eine solche Wirkung auf die Dame, daß sie vor überlautem Gelächter hinausgehen mußte, und die ganze Gesellschaft mußte vor Lachen auch hinaus. Ja selbst die Kranke, die sich erkundigt hatte, was es war, lachte viel herzlicher, als die andern, und wurde darüber gesund.

Schilderung eines Menschen der kein Geld hat.

Ein Mensch ohne Geld ist wie ein Körper ohne Seele, ein herumwandlender Todter, ein getauftes Gespenst, ein Dorn auf jedem Wege. Sein Anblick ist traurig, sein Umgang überlästig, und seine Seele bekümmert. Will er jemand besuchen, so findet er für ihn niemand zu Hause, öffnet er den Mund kaum, so fällt man ihm schon in die Rede, damit er sein Gespräch nicht fortsetze, weil man befürchtet, es möchte sich mit einer Anfrage um Geld endigen. Man flieht ihn, wie die Pest, und hält ihn für eine unnütze Last der Erden. Hat er Verstand, so kann er solchen nicht zeigen, weil er nirgends kein Zutrauen findet, und ist er vollends dumm, so sieht man ihn als das schrecklichste Ungeheuer an, so die Natur jemals auf zween Füße gestellt hat. Seine Feinde sagen, er tauge zu nichts, und die Bescheidensten zucken, wenn man von ihm spricht, die Achseln. Die Not weckt ihn des Morgens, und sein Elend begleitet ihn des Abends zur Ruhestätte. Das schöne Geschlecht hält ihn für einen Tölpel, und die Kinder fürchten sich vor ihm. Wirth und Becker wollen, daß er, wie ein Cameleon, von der Luft leben soll. Der Schneider weist ihm das Kleid unserer ersten Aeltern an, ein ungarnirtes Feigenblatt. Er spricht, ohne daß man ihn anhöret, und sein Niessen erregt kein Gotthelf! Für ihn hat der Kaufmann keine Waare, und macht er vollends Schulden, so ist er gar ein Schelm, und sein Unglück treibt ihn zur Stadt hinaus u. s. w.

Man kann's nehmen wie man will.

Einige ungezogene Jungen bemühten sich hinten auf eine Kutsche zu springen, in welcher sich drei junge Sekretärs befanden, welche spazieren fuhren. Der Kutscher rief jenen zu: wollt ihr gleich fort, ihr großen Flegel, seht ihr nicht, daß schon drey drinne sitzen, die Pferde können ja nicht fort.

Die nachgeahmte Grabschrift.

Ein ehrlicher alter Feuerwerker aus dem Hannoverschen gebürtig, hatte in seiner Jugend in London,

ausser dem Wahrzeichen der Stadt auch die Grabmäler der berühmtesten Männer dieser Nation besehen. Solgende Grabschrift: „Hier ruhen die Gebeine des be„rühmten Virtuosen N. Seine Seele befindet sich jetzt „an einem Orte, wo seine Harmonien noch übertroffen „werden;" mußte ihm vorzüglich gefallen haben, denn er hatte in einem nachgelassenen Aufsatze seine Erben gebeten, nachstehende Worte auf seinen Leichenstein setzen zu lassen: „Hier ruhen die Gebeine des berühm„ten Feuerwerkers N. Seine Seele befindet sich jetzt „an einem Orte, wo seine Feuerwerkerkunst übertroffen „werden dürfte."

Ein Spitzbubenstreich.

In Paris kam unlängst in den Laden eines Tapezierers, der ein reicher Mann ist, ein Unbekannter von gutem Ansehen; er hielt ein wohleingepaktes Gemälde unter seinem Arme, und fragte nach dem Preiße von verschiedenen Mobilien, die er in diesem Laden sahe; endlich kaufte er etwas, und bat den Tapezierer ihm das Gekaufte zurückzulegen, und das Gemälde, das er ihm anvertrauete aufzubewahren, weil er noch einen Auftrag in der Nachbarschaft zu verrichten habe, nach dessen Vollziehung er beydes wieder abholen wolle. Bald darauf kam eine prächtige Karosse vor den Laden, ein sehr vornehm scheinender Mann stieg aus derselben und fragte den Tapezierer nach verschiedenen Waaren; endlich erblickte er das Gemälde, welches der Unbekannte hatte stehen lassen. „Welch' ein Meisterstück! rief der Kenner aus, mein Herr, was wollen Sie dafür?" Der Tapezierer entschuldigte sich, daß es ihm nicht angehöre, sondern daß es ein Unbekannter ihm aufzuheben anvertrauet habe. „Nun gut, sprach der Kenner, ich muß das Stück haben, es ist von einem der besten Meister; wissen Sie wie, reden Sie mit Ihrem Unbekannten; ich will 100 Louisd'or dafür geben, und Sie sollen 4 Louisd'or zur Erkenntlichkeit haben, auf den Abend komme ich wieder vorbey, machen Sie, daß ich es kriege, es soll Sie nicht reuen, dem Bürger G. (hier nannte er einen erdichteten Namen) einen solchen Dienst erwiesen zu haben." Und hiemit stieg er in seine Kutsche und fuhr fort. Bald darauf kam der Unbekannte, und der Tapezierer handelte ihm das Gemälde für 2000 Livres ab, und glaubte also noch 400 Livres dabey zu gewinnen; aber weder Bürger G. noch Gemäldehändler liessen sich sehen; beyde hatten diese List erdacht, um den Tapezierer zu rupfen.

Das gute Gedächtniß.

Ein Student gieng von der Universität nachdem er seine Studien beendigt, in seine Vaterstadt zurück. Nach langen Jahren sah er sich einstmals von einem seiner ehemaligen Freunden angenehm überrascht, sie freueten sich ihres glücklichen Wiedersehens, und erzählten Wechselsweise, wie es ihnen gegangen war; bey dieser Unterredung erinnerte der Gast, seinen Freund schnell unterbrechend, an die ihm vor 13 Jahren auf der Akademie geliehenen 2 Gulden. Der nun in Amt und Würden Stehende, gieng ohne ein Wort zu sagen in seinen Bücherschrank, nahm ein altes, staubichtes, von Würmern heimgesuchtes Buch heraus, überreichte es seinem Freund und sagte: hier haben Sie das, ich erhielt es in meiner Jugend, als Prämie für mein gutes Gedächtniß, jetzt sehe ich mich übertroffen und überreiche es deshalb Ihnen.

Witz unterm Kittel.

In Schwaben (denn hier zu Lande sind die Leute artiger) kam ein Bauer von Ferne her in die Stadt zu einem Notarius. Die muthwilligen Herren Copisten machten sich einen Spaß daraus den guten Bauern zu necken, der überall vergeblich sich nach einem Stuhl oder Bank umsah um zu sitzen, da er sehr müde war. Als er nun ihres Mutwillens satt war, blickte er mit Lächeln in der Stube herum. Nu! was hat er zu lachen? fuhr einer der Federhelden ihn an. Je! sagte er, 's ist hier gerade wie in meim Tenn zu Hause. Nirgends kein Stuhl zum sitzen, aber Flegel die Menge.

Stadt-Weisheit.

Eine kluge Stadtfrau kam einmahl aufs Land, und fand in einem Walde eine Menge Tannzapfen. Gleich bestellte sie nun bey einem benachbarten Bauernweib einen Sack derselben, mit dem Beysatz: aber i wot keini andere als buchige Tannzapfen.

Der Bauernknabe.

Pfarrer. Nimm dich in Acht, Junge. Du könntest von dem schmahlen Stege in den Bach fallen. Oder kannst du etwa schwimmen?

Knabe. Nein das kann ich nicht. Das isch gut für d'Hüng u d'Säu un angeri Herelüt.

Einige physikalische Merkwürdigkeiten.

1. Der Stockfisch ist das gefräßigste Thier in der bekannten Schöpfung. Er verschlingt alles ohne Unterschied, was ihm vorkommt. Von dem Schöpfer hat er aber den Vorteil erhalten, daß wenn er etwas unverdauliches verschlingt, er seinen Magen aus dem Leibe herausdrückt, ausleert, im Wasser ausspühlt und solchen wieder in sich hereinzieht. „Mancher Schlemmer möchte sich dieses Kunststück auch wünschen.

2. Die Geschwindigkeit der barbaisthen Pferdte ist erstaunend. In Zeit von zwey Minuten durchlauffen sie über 2200 Schu. Die englischen Pferdte

übertreffen solche aber doch, weil ein solches in 8 Minuten ein und eine halbe Stunde Wegs zurücklegt.

3. Meerwunder. Verwichenen Frühling stiege nahe bey Ostende ein fürchterliches noch nie gesehenes ungeheuer grosses Amphibium aus dem Meer an das Land; dieses seltene Thier war nicht weniger als acht und ein halben Schuh (ohne den Schwanz der ungeheuer groß war) lang, und hatte ausserordentlich grosse und starke Flosfedern. Dieß scheußliche Thier verbreitete auf einer grossen Strecke Landes Verheerung, Furcht und Schrecken; es traf auf seinem Weg eine Heerde Schaafe an; zerriß 20 davon, woraufhin es sich unter dem fürchterlichsten Geheul wieder ins Meer warf; des folgenden Tages vereinigten sich eine grosse Anzahl Ostendischer Einwohner, dem Ungeheuer da zu warten, wo es den Tag vorher aus dem Meer gestiegen war: es erschien auch in der That wieder und rasender als je; die Flintenkugeln prellten von seiner dicken Haut, ohne dasselbe zu verwunden, ab. Endlich aber gelang es den Schüzzen, ihm eine gefährliche Wunde unter dem linken Ohr beyzubringen und es hernach in einem Nez zu fangen.

* * *

Man sieht, daß damals der Hinkende Bote seinen Lesern ziemlich derbe Kost zumuten durfte; aber wer weiß, ob nach 100 Jahren, wenn der Hinkende Bote abermals einen Rückblick thut, die Leser ob den Erzählungen und Berichten von 1901 nicht ebenso den Kopf schütteln und lachen, wie wir es jetzt thun.

* * *

Auch der weltgeschichtlichen Begebenheiten wurde ausführlich gedacht, und diese waren damals so wichtig und interessant, daß gewiß jeder Leser gerne einen kurzen Rückblick thut in diese traurigen Zeiten und sich die Vorgeschichte seines Vaterlandes von Augenzeugen erzählen läßt. Unter dem Titel:

Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse im Jahr 1800,

berichtet der Hinkende Bote folgendes:

Zürich war kaum von den Franzosen genommen, und die Russen und Kaiserlichen bis gegen Schaffhausen und Konstanz getrieben, als plötzlich Suwarow mit 25000 Mann aus Italien über den Gotthard anmarschirte, und die Franzosen bey Glarus, Wallis und dortiger Gegend angriff; er mußte sich aber nach verschiedenen sehr blutigen Gefechten, mit vielem Verlust und in grosser Unordnung gegen Bündten zurückziehen,

General Suwarow.

indessen hatte doch diese Diversion die Franzosen aufgehalten, ihre Siege weiter zu verfolgen, so daß man sich nun mit der Räumung der Schweiz von dieser Seite begnügte. Die Hoffnung einiger Ruhe und Erleichterung wurde aber durch die gezwungenen Darlehn, die Massena den Städten Basel, Zürich, St. Gallen u. s. w. auflegte, (gegen welche das helvetische Direktorium kräftige Vorstellungen machte, die aber mit Hohn und Spott beantwortet wurden) und durch die fast unerschwinglichen Requisitionen an die französische Armee sehr verbittert; fast die ganze östliche Schweiz war ausgeplündert, ausgesogen und verheert; allein nun zeigte sich die den Schweizern angeborne Wohlthätigkeit in ihrem vollen Glanze: von allen Orten her wurden in die verheerten Kantone, Kleider, Lebensmittel, Geld u. dergl. geschikt, auch aus Neuenburg, Biel, Mühlhausen, sogar aus London, Berlin, Copenhagen, Hamburg, kamen ansehnliche Geldsummen; ganze Ladungen mit Kindern wurden in den Cantonen Solothurn, Luzern, Bern, Freyburg und Leman untergebracht und versorgt, und dadurch die unglücklichen Gegenden erleichtert.

Inzwischen war Bonaparte, nach einer Überfahrt von 45 Tagen aus Aegypten unvermuthet mit einigen

Generalen und Gelehrten in Toulon angelangt, nachdem er vorher das Commando der ägyptischen Armee dem Gen. Kleber überlassen hatte. Die Schlechtdenkenden fürchteten seine Ankunft, aber der größte Theil von Frankreich frohlokte darüber, denn es stuhnd mißlich um die Republik; die Jakobiner hatten die Oberhand, und herrschten nach Gutdünken. Die Regierung war ohne Credit, die Armeen ohne Sold und Unterhalt, in einem armseligen Zustand, und für alles auf die Länder die sie besetzten angewiesen. Bonaparte hatte mit den aufgeklärtesten Gliedern beyder Räte, mit seinen Generalen und andern Vaterlandsfreunden eine Aenderung verabredet, welche den 8ten und 9ten Wintermonat 1799 ausgeführt wurde. An Platz des Direktoriums kam nun ein Consulat, welchem aufgetragen wurde, an der Verbesserung der Constitution zu arbeiten, und ein bürgerliches Gesetzbuch zu entwerfen.

Die neue Regierung zeichnete sich durch Mässigung und Klugheit aus; sie suchte alle Parteien zu vereinigen und trug Oestreich und England den Frieden an. Aber England und Oestreich verwarfen alle Anträge.

Auch in der Schweiz fühlte man die Notwendigkeit einer Aenderung. Die Unfähigkeit der Mehrheit des helvetischen Direktoriums und seine revolutionären Maaßregeln verursachten Haß und Verachtung gegen die Regierung, und brachten überall Unruhen hervor, die wieder mit Gewalt gedämpft werden mußten; die Finanzen waren völlig zerrüttet, und es war im Direktorium von Laharpe der Antrag gemacht worden, die Gutgesinnten aus den Räthen abzusetzen, und zwey Commissionen, aus den revolutionären Gliedern derselben an die Stelle der Räte zu thun, welches aber durch die Klugheit und Rechtschaffenheit des General-Sekretärs Mousson und der Direktoren Dolder und Savary vereitelt wurde. Ends Christmonats 1799 ward daher, zwar mit vieler Schwierigkeit, eine Commission von 10 Gliedern, aus beyden Räthen bestehend erwählt, um Mittel ausfindig zu machen, wie das Vaterland zu retten sey. Am 7ten Jenner wurde auf Antrag dieser Commission beschlossen, das Vollziehungs-Direktorium abzusetzen; es wurde ein Vollziehungs-Ausschuß von sieben verdienstvollen Männern an dessen Platz erwählt, welcher mit Klugheit und Mässigung regierte, und die Schweiz von ihrem Untergang rettete.

Diese Regierung soll nun bis zum Frieden bestehen, und eine vernünftige, der Schweiz anpassende Verfassung entwerfen, welche, wenn sie vom Volk angenommen wird, alsdann nach dem Frieden in Ausübung gesetzt werden soll. — Gott gebe, daß dieser bald erfolgen möge, damit einmal dem Jammer und Elend ein Ende gemacht werde.

Grabschriften.

Jos. Ant. Lachberger, Bürgermeister, † 1763. . . . . am Schluß:

Seine tugendvolle Gemahlin Susanna Regina eine geborne Baumannin, vormals verwitwete Stengelin, mit welcher ihme Gott in ihrem 39jährigen Hausstand 20 Kinder geschenkt, hat den 15. Juni 1780 und im 79. Jahr ihres Alters angefangen, ihme in der glücklichen Ewigkeit neuerdings Gesellschaft zu leisten.

* * *

Hier ist ein Handelsmann
Hans Zukristian
Verschwunden.
Man hat ihn trotz Müh' und Fleiß,
Trotz Arbeit und Schweiß
Nicht mehr g'funden.

* * *

Vivat die Barmherzigkeit Gottes, die immer suchet die Menschen an sich zu ziehen.

* * *

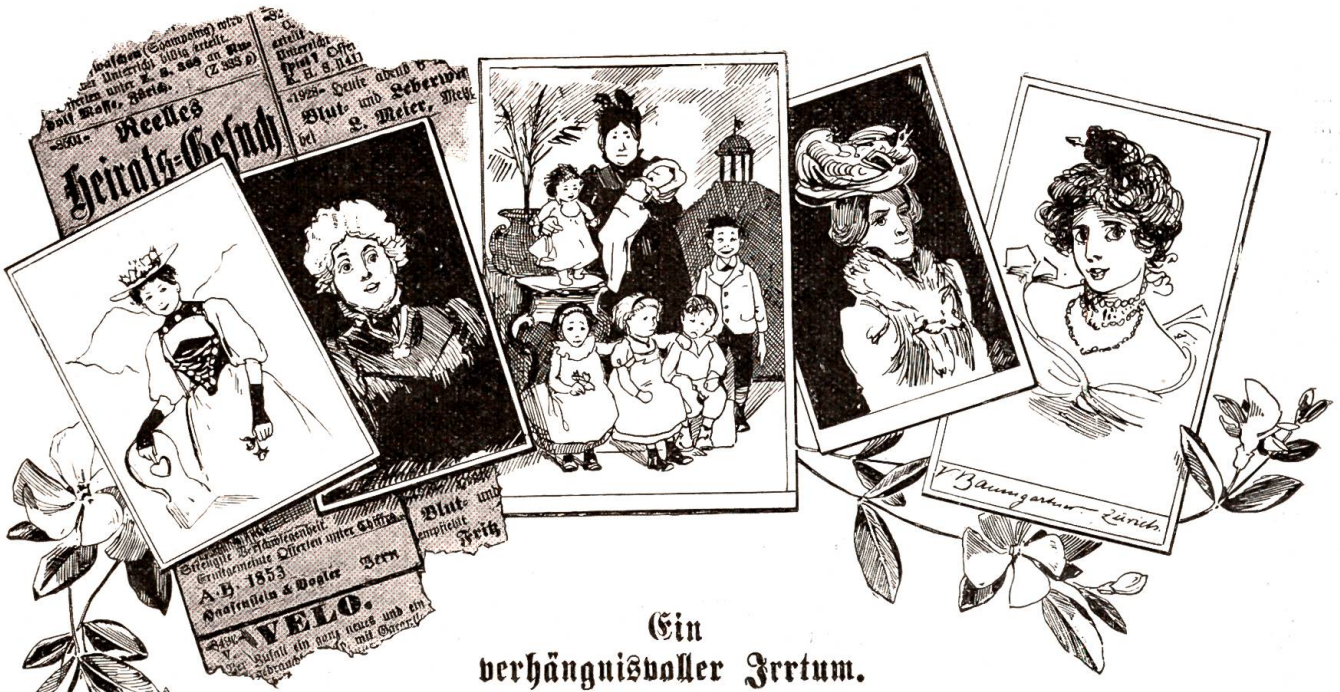
Hier ruht Herr Tobias Mair Bürgerl. Metzgermeister und seine noch lebende Gattin.

Ein Kenner.

In der Unterweisung behandelte ein Pfarrer mit seinen Kindern die Anbetung des goldenen Kalbes. Um die Kinder daraufzuführen, wie die Israeliten dazu gekommen, ein Kalb göttlich zu verehren, fragt er, was denn die Ägypter, unter denen die Israeliten bisher gelebt, angebetet hätten. Großes Stillschweigen. Endlich erhebt ein Büblein die Hand und antwortet voll Stolz, daß er einzig in der ganzen Schar der Unterweisungskinder es weiß: „Das Fleckvieh."

Zeitgemäßer Witz.

„Warum die Sonne im englischen Reiche nicht untergeht", erklärte ein Bur einem englischen Aufschneider in sehr drastischer Weise: „Ich will dir etwas sagen. Wenn die Sonne in euerm Reich nicht untergeht, so ist dies deutlich. Unser lieber Gott will die Schurken im Auge behalten, denn er traut ihnen im Dunkeln nicht."



Ein verhängnisvoller Irrtum.

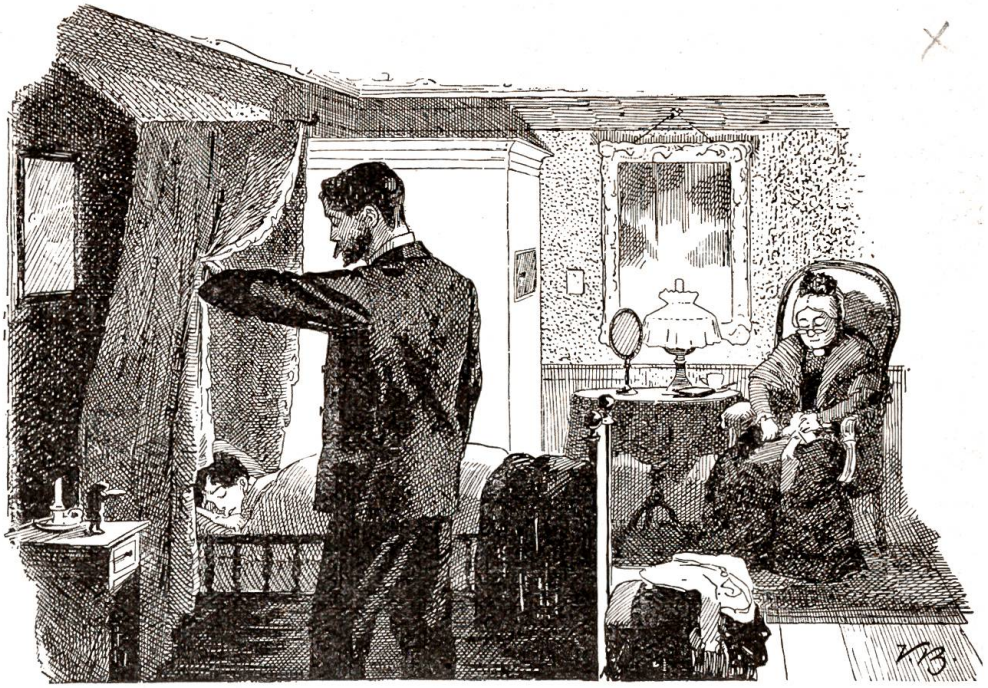
„Drei Heiratsanträge auf einer Seite", rief Ernst Henning, indem er aufsprang und den „Bund" vor sich hin legte: „und alle diese Anträge scheinen ernst gemeint zu sein." Er setzte sich wieder vor sein glimmendes Kamin, und ganz in Gedanken versunken bearbeitete er das erlöschende Feuer, bis die Funken aufwirbelten. „Drei Heiratsanträge!" Er nahm das Blatt wieder zur Hand und las die Anträge mit einer Aufmerksamkeit, als ob er selber der Verfasser wäre.

Ob ich mein Glück auch einmal auf diese Weise versuche? murmelte er. Noch vor einigen Jahren wäre jeder ernsthafte Mann vor einem solchen Schritt zurückgeschreckt, aber in neuerer Zeit sieht man die Heiratsanträge mit andern Augen an; es ist ein Geschäft wie ein anderes, und die öffentliche Meinung betrachtet ein solches Vorgehen als ganz natürlich.

Eine eigentümliche Unruhe bemächtigte sich seiner; mit großen Schritten durchmaß er sein Zimmer, dann schaute er in die Nacht hinaus; der Schnee fiel lautlos in dichten Flocken; frierend und stampfend eilten die Vorübergehenden durch die schlüpfrigen, schlecht beleuchteten Lauben Berns; er drückte seine heiße Stirne an die kalte Fensterscheibe und versuchte seine Gedanken zu sammeln. „Ich wag's!" rief er plötzlich, „was liegt daran, sei's auch nur zum Scherz! und vielleicht finde ich auf diese Weise diejenige, die mir vom Schicksal bestimmt ist."

Er trat vom Fenster zurück; die Ruhe der Winternacht hatte ihn etwas beruhigt, aber sie ließ ihn die Öde und Einsamkeit seines Zimmers doppelt schmerzlich fühlen. Wie kahl war alles; nur das Nötigste war vorhanden, selbst das Feuer war am Erlöschen und kein Holz da zum Nachlegen. Trüb und düster brannte die Lampe; fröstelnd setzte er sich in den alten abgenutzten Lehnstuhl, den Kopf in die Hände vergraben. Wie lange sollte dieses Leben so fortgehen? Mußte es so sein? Mit einem tiefen Seufzer dachte er an seinen kleinen Sohn. Was soll aus dem Kind werden? Es leidet unter der Einsamkeit so gut als ich. Wie still war der kleine Max; man merkte kaum, daß ein Kind im Hause sei; folgsam und traurig spielte er, wenn er nicht schlief, in einer Ecke des Zimmers; Ernst konnte sich nicht erinnern, sein Lachen gehört zu haben; seine dunkeln Augen schienen in diesem Augenblick vorwurfsvoll auf ihn gerichtet zu sein mit der Frage: Warum habe ich keine Mutter, niemand, der mich liebt, der mich pflegt, der mit mir spielt? Warum

muß ich verkümmern? Und doch konnte es nicht Heimweh nach der Mutter sein, was den kleinen Knaben so traurig ausschauen ließ, er hatte sie ja kaum gekannt. Ernst dachte an Maxens Kindheit; in einer finstern, traurigen Wohnung, unter der Aufsicht einer alten, mürrischen Person, vegetierte er nun bald vier Jahre, und er mit ihm. In stumpfer Gleichgültigkeit ertrug er sein Leben, nachdem Maxens Mutter ihm nach kurzer Krankheit entrissen wurde. Er dachte an seine frühere Wohnung in einer sonnigen Vorstadt Genfs, an seine Gattin, seine Freunde und seines angeregten, fröhlichen Lebens. Warum war er nach Bern gekommen, um sich da lebendig zu begraben, anstatt sich in Genf in sein Schicksal zu finden? Ja warum? Er wollte Genf verlassen; er glaubte sich in einer neuen Umgebung leichter in seine Vereinsamung finden zu können; so leistete er ohne langes Nachdenken dem ersten Ruf Folge, als ein tüchtiger Ingenieur nach Bern gesucht wurde.



Auf den Fußspitzen näherte sich der Vater dem Bettchen, behutsam schlug er den Vorhang zurück.

Und nun war er da, in der Bundesstadt, sich ganz der übernommenen Arbeit widmend, ohne Freunde, ohne Bekannte, allein mit 39 Jahren und einem mutterlosen Kind, welches er von Tag zu Tag hinwelken sah aus Mangel an Liebe und Sonnenschein.

„Nun", sagte er halblaut vor sich hin — er hatte sich in seiner Einsamkeit das laute Denken angewöhnt — „ich könnte es auch einmal versuchen, es hat ja nichts auf sich! Doch wenn es bekannt würde, ich würde mich lächerlich machen ....."

Wie um sich des aufdrängenden Gedankens zu erwehren, stand er rasch auf und durchschritt mit hastigen Schritten das Zimmer; dann öffnete er leise und behutsam die Thüre zum Kinderzimmer. Klein Märchen schlief, den Kopf auf dem Arm, die Lippen fest geschlossen; selbst im Schlaf hatte das schmale, blasse Gesichtchen einen tieftraurigen Ausdruck und nichts von der rührenden Lieblichkeit glücklicher, schlafender Kinder. Auf den Fußspitzen näherte sich der Vater dem Bettchen, behutsam schlug er den Vorhang zurück. Lange, mit tiefem Herzweh betrachtete er den kleinen Schläfer, dessen welke Züge ihm etwas Greisenhaftes verliehen.

Am Tischchen beim Lampenschein, ein Strickzeug in den Händen, war die Wärterin eingenickt und schlief so fest, daß sie die leisen Schritte ihres Herrn nicht hörte; kein anderer Ton als die regelmäßigen Atemzüge des Kindes und das leise Schnarchen der Alten war zu unterscheiden.

Zehn Uhr schlug's vom alten Käfigturm; die Wärterin erwachte; mit einem gleichgültigen „Gute Nacht" zog Ernst sich zurück; dichter und dichter fiel der Schnee, leer lag die Straße, leer und frostig sein Zimmer. Den Kopf in beide Hände gestützt, starrte er in die verkohlten Überreste des Feuers; plötzlich, wie von einer innern Macht getrieben, fuhr er empor. „Ich halte es nicht länger aus, diese Grabesruhe

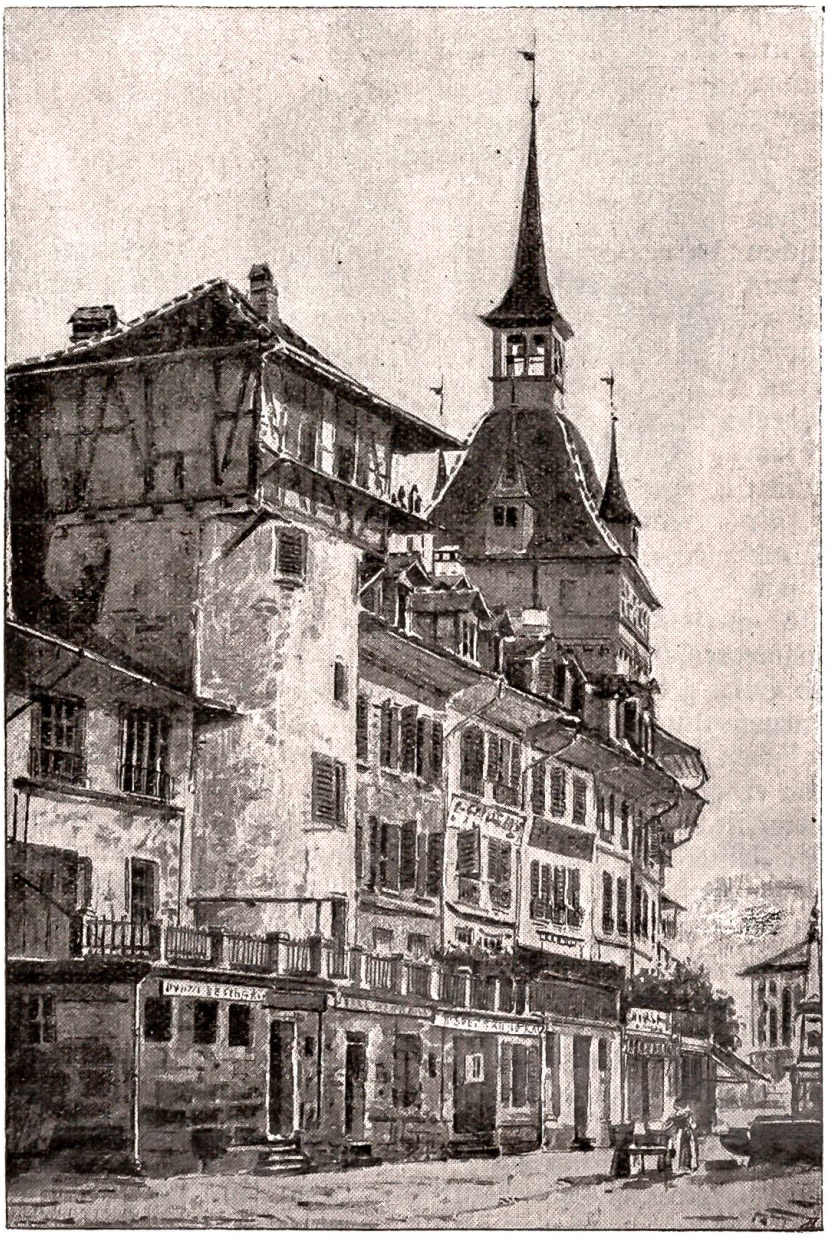
ertrage ich nicht länger." Ohne sich zu bedenken, setzte er sich an seinen Schreibtisch und schrieb, als ob sein Leben davon abhinge, ohne nur aufzublicken:

Ernstgemeinter Heiratsantrag!

Jüngerer Witwer, Vater eines fünfjährigen Knaben, mit fester Stellung und hübschem Vermögen, wünscht die Bekanntschaft einer gebildeten Dame von angenehmem Äußern und gutem Charakter zu machen; Liebe zu Kindern und häuslicher Sinn wird großem Vermögen vorgezogen. Ernstgemeinte Anträge, womöglich nebst Photographie, sind zu richten an Haasenstein und Vogler in Bern unter A. B. 1853. Diskretion Ehrensache.

Um seinem Entschluß ja nicht untreu zu werden, versiegelte er den Brief und brachte ihn selber noch zur Post; der kleine Spaziergang hatte seine aufgeregten Nerven beruhigt, und liebliche Bilder von Glück und Sonnenschein umgaukelten seine Träume.

Die nächsten Tage verlebte Ernst in großer Aufregung; denn als ernstdenkender Mann konnte er nicht anders, als sich die Tragweite des unternommenen Schrittes klar zu machen. Die Erwartung, in der er lebte, hatte für ihn etwas Belebendes, Wohlthuendes; er war dadurch aus seinem dumpfen Traumleben aufgerüttelt und geweckt worden. Illusionen machte er sich nicht, auch waren seine Ansprüche bescheiden. Seine erste Ehe, wenn auch nicht unglücklich, war keine glückliche im wahren Sinn des Wortes gewesen; er hatte seine Frau geachtet und im Frieden mit ihr gelebt, aber es war eine Verstandesheirat gewesen, ohne Liebe und innere Übereinstimmung.



Käfigturm.

Seine Tante, welche den früh verwaisten Knaben erzogen hatte, führte ihm als Schlußakt ihrer Fürsorge die Tochter einer Freundin zu und brachte es ohne große Mühe dazu, daß Ernst sich mit ihr verlobte. Von ihrem einnehmenden Äußern bestrickt, glaubte er sie zu lieben, und erst nach und nach, als das feste Band der Ehe sie bereits umschlungen hatte, wurde er zu seinem Schrecken gewahr, daß er sich von ihrer Lieblichkeit und Jugendfrische über ihren Mangel an Herz und Geistesbildung hatte hinwegtäuschen lassen. Noch hoffte er, die Mutterliebe würde die vielleicht schlum-

mernden edeln Triebe in ihr wecken; vergebliche Hoffnung: sie wußte das Glück nicht zu schätzen und zu würdigen. Eine durch Unvorsichtigkeit zugezogene Krankheit raffte sie in wenigen Tagen, kaum ein Jahr nach der Geburt des kleinen Max, hinweg.

Obschon kein inniges Verhältnis zwischen den Gatten geherrscht hatte und von eigentlicher Trauer kaum die Rede sein konnte, fühlte sich Ernst nach dem Tode seiner Frau vollständig aus der Bahn geworfen und glaubte durch Wechsel der Umgebung dem Gefühl von Öde und Vereinsamung am besten Herr werden zu können. Und nun hatte ihn die Vereinsamung und der Wunsch, ihr zu entrinnen, so weit gebracht, daß er seine Zuflucht zu einer Zeitungsannonce nahm!

Acht Tage später war er im Besitz von vier Briefen. Um nicht gestört zu werden, schloß er sich, obschon er durchaus keine Störung zu befürchten hatte, in sein Zimmer ein; fast etwas wie Herzklopfen befiel ihn beim Öffnen des ersten Briefes: die schlechte, ungebildete Schrift, die groben Schreibfehler und der aufdringliche Ton des Briefes ließen ihm das Stelldichein, welches ihm auf nächsten Sonntag zwischen 11 und 12 Uhr beim Bärengraben angeboten wurde, gar nicht verlockend erscheinen, ebensowenig wie die bestrickende Photographie, welche richtig beilag; als Erkennungszeichen sollte er eine rote Blume im Knopfloch und sie ein weißes Taschentuch in der Hand tragen. Ohne Zaudern wanderten Brief und Bild ins Kamin. Schon etwas abgekühlt, erbrach er den zweiten Brief; nach der Schrift zu urteilen schien er von einer gebildeten Dame zu sein. „Die Ehe", schrieb sie, „ist eine ernsthafte Sache; lange habe ich mich gesträubt, meine Freiheit und Unabhängigkeit hinzugeben; ich bin weit gereist, habe viel gesehen, ich kenne das Leben; ich möchte Sie bitten, mir mitzuteilen, was Sie über Frauenrecht und Freiheit ..."

„Brrr!!" rief Ernst, „das ist nichts für mich, gewiß irgend eine alte Jungfer voller Schrullen und überspannter Ideen! Nein, lieber bleib' ich Witwer, als mir ein solches Hauskreuz aufzuladen; und ohne das beigelegte Bild eines Blickes zu würdigen, rief er: „Ins Feuer damit! lesen wir weiter!"

Es kommt immer besser; Ernst war aufgesprungen!

„Sie sind Witwer, ich bin Witwe; Sie haben ein Kind, ich habe deren sechse, ich nehme Ihren Antrag an. Da Sie Liebe zu Kindern und häuslichen Sinn großem Vermögen vorziehen, so könnten wir auch in diesem Punkte uns einigen. Bei gutem Wetter spaziere ich mit meinen Kindern zwischen zwei bis vier Uhr auf der kleinen Schanze; Erkennungszeichen: vier Kinder im Stoßwagen, das kleinste auf dem Arm, das älteste an meinem Rock. Eilen Sie sich, mich aufzusuchen, denn ich stehe soeben im Begriff, ebenfalls ein Heiratsgesuch einrücken zu lassen." Wie vom Schlag gerührt, ließ Ernst die Arme sinken.

„Blödsinn!" murmelte er, indem er den inhaltsreichen Brief den Flammen übergab. „Es geschieht mir im Grunde ganz recht. Fast hätte ich Lust, den vierten Brief gleich ungelesen zu verbrennen; doch nein, ich will ausessen, was ich mir eingebrockt habe, um desto sicherer von meiner Anwandlung von Geistesschwäche geheilt zu sein. — Welch hübsches Papier, welch angenehmer Duft, ganz anders, als die drei andern Briefe; was wird wohl darin stehen?" Die Lust, den Brief ungelesen zu verbrennen, ist bereits dahin.

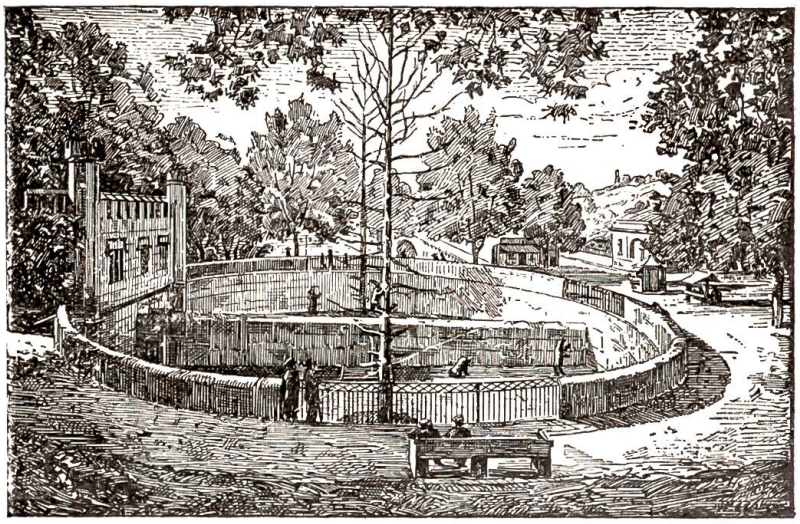
„Das läßt sich hören", sprach er, indem er die hübschen Zeilen aufmerksam durchgelesen, „offen und ehrlich wird da vorgegangen; da ist keine Geheimnisthuerei und keine Ängstlichkeit, die volle Unterschrift, Straße, Hausnummer, alles steht deutlich da."

Noch einmal durchlas er den Brief:

„In Beantwortung Ihrer Anfrage im ‚Bund' erlaube ich mir, Ihnen eine junge Person vorzuschlagen, welche allen Ihren Wünschen und Anforderungen entsprechen würde. Ich kenne ihre Vorzüge, und es wäre mein größter Wunsch, sie in einer Familie zu wissen, wo sie glücklich wäre und wo ihre guten Eigenschaften zur Geltung kämen und geschätzt würden. Für den Fall, daß Sie geneigt wären, von meiner Offerte Gebrauch zu machen, teilen Sie mir gütigst Ihre Adresse mit, oder, was noch einfacher wäre, bemühen Sie sich in meine Wohnung, Murtenstraße Nr. 198, zu Frau

S. Rivier. Dieselbe wird sich ein Vergnügen daraus machen, Ihnen jede gewünschte Auskunft zu erteilen."

„Dieser Antrag scheint mir wirklich ernst gemeint zu sein", sprach Ernst zu sich selber, indem er das kleine Briefchen von allen Seiten betrachtete; „Rivier, Rivier, dieser Name erinnert mich an einen Jugendfreund, aber in Bern habe ich diesen Namen noch nie gehört! Nun, es scheint eine liebenswürdige Dame zu sein, daß sie sich Mühe giebt, mir zu einer so ausgezeichneten Partie zu verhelfen; jedoch scheint mir der Brief etwas kurz angebunden; kein Wort über das Alter und das Äußere der Dame; ist sie Witwe, ist sie ledig, ist sie reich, arm, hat sie Eltern, ist sie Waise! Ist Frau Rivier vielleicht eine Tante, welche sie gerne los sein möchte? eine Mutter würde ihre Tochter gewiß nicht so anbieten! — Nun, wir werden sehen", beschloß Ernst, indem er den Brief in seine Schreibmappe legte; „ich gehe zu Frau Rivier, das ist der kürzeste Weg."



Bärengraben.

Am liebsten hätte sich unser Ingenieur sofort auf den Weg gemacht, um sich Gewißheit zu verschaffen; nachdem er nun jahrelang gewartet hatte, schien ihm jeder Tag eine Unterlassungssünde; doch als bedächtiger Mann beschloß er nach einigem Besinnen, über die Sache doch noch zu schlafen und nicht durch unüberlegtes Vorgehen ein allzu lebhaftes Entgegenkommen zu zeigen. Die Nacht brachte ihm wenig Ruhe, und am Morgen war es sein Erstes, den verhängnisvollen Brief wieder und wieder zu lesen. „Alter Narr!" rief er, als er sich darauf ertappte, zum drittenmal ihn aus der Brusttasche zu ziehen, „mach doch dem Ding ein Ende, bevor du dich vor dir selber lächerlich machst!"

So sorgfältig wie heute hatte Ernst sich wohl selten angezogen; Kleider machen Leute! Trotz seiner 40 Jahre durfte er sich getrost als Heiratskandidat sehen lassen; seine frische Gesichtsfarbe, seine klugen blauen Augen und sein noch von keinem grauen Haare vermischter dunkler Lockenkopf ließen ihn um Jahre jünger erscheinen; er hatte die feste Absicht, seiner Zukünftigen auf den ersten Blick zu gefallen, um seinem kleinen Max eine zweite Mutter zu erobern.

Ein wenig nach drei Uhr begab sich Ernst nach der Murtenstraße. Obschon er nicht die Gefühle eines Jünglings, welcher das entscheidende Wort an seine Auserkorene richten will, in seiner Brust verspürte, konnte er sich doch eines leichten Bangens und Herzklopfens nicht erwehren! Was würde er finden? Wird er zum Narren gehalten oder fällt er in die Netze einer Abenteurerin? . . . .

Was, dieses hübsche Häuschen, mitten eines Gartens, doppelt anheimelnd unter der dichten Schneedecke, sollte das Nr. 198 sein? „Villa Erika", liest er an der Eingangsthüre, welche im nämlichen Augenblick durch einen Dienstmann mit roter Mütze von innen geöffnet wurde; nachdem derselbe mit großer Gemütsruhe seine Pfeife in Brand gesetzt hatte, schickte er sich an, einen kleinen Koffer auf die Achsel zu heben. Dicht hinter ihm erschien eine junge Frau, in einen Pelzmantel gehüllt; beim Erblicken Ernsts konnte sie sich einer kleinen Bewegung der Ungeduld nicht erwehren, was ihn peinlich berührte.

„Habe ich die Ehre, mit Frau Rivier zu sprechen, oder sollte ich mich im Haus geirrt haben?"

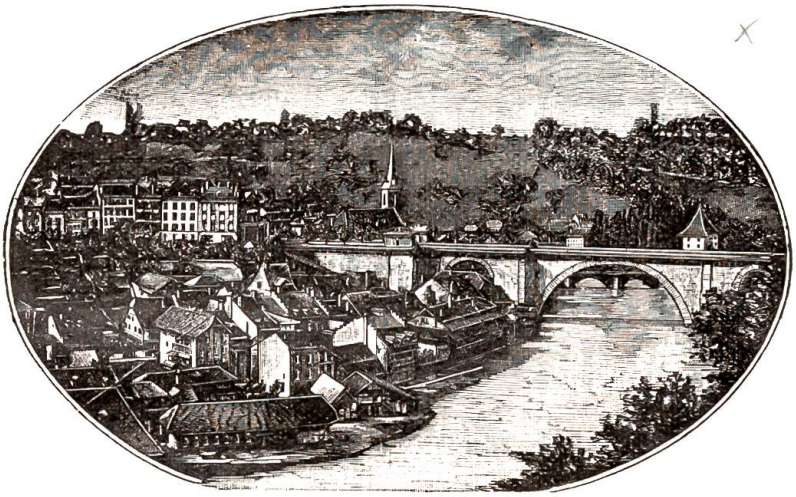
„Sie haben sich nicht geirrt, ich bin Frau Rivier, doch was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?"

„Ich erhielt gestern im Lauf des Tages einen Brief von Ihnen durch die Vermittlung von Haasenstein und Vogler!" Bei diesen Worten verbeugte Ernst sich leicht und überreichte Frau Rivier seine Karte.

„Ah!" rief Frau Rivier, „Sie kommen wegen Cecilie! Es thut mir herzlich leid, sie Ihnen heute nicht vorstellen zu können; ich bin auf dem Punkt, nach Lausanne zu verreisen, wohin mich eine wichtige Depesche beruft; es ist mir unmöglich, meine Abreise zu verschieben, ich habe eben nur noch Zeit bis zum nächsten Zug. Sie werden mich entschuldigen?" Bei diesen Worten schloß sie die Thüre ab und steckte den Schlüssel in die kleine Handtasche.

„Ich bitte meinerseits um Entschuldigung, Sie aufgehalten zu haben; wenn ich eine Ahnung gehabt hätte . . . ."

„Ah bitte, bitte, entschuldigen Sie sich nicht, es ist im Gegenteil von mir sehr ungezogen, Ihnen die Thüre vor der Nase zuzuschließen, aber ich kann meine Abreise nicht aufschieben; als ich Sie ersuchte, in der Villa Erika vorzusprechen, hatte ich keine Ahnung von dieser Abreise." Während dieser Entschuldigungen hatten sie die Straße erreicht, langsam schritten sie vorwärts. „Übrigens werde ich höchstens acht bis zehn Tage abwesend sein", plauderte Frau Rivier ganz unbefangen, „Cecilie begleitet mich; sie macht noch einige Besorgungen in der Stadt und wird mich am Bahnhof treffen. Wenn ich Sie bitten dürfte, auf Ende des Monats wieder zu kommen, würden Sie Cecilie bei mir finden, und wir könnten dann besser über sie sprechen als auf offener Straße."



Nydeckbrücke.

„Gewiß, ich werde mir gerne die Freiheit nehmen, wenn Sie es mir erlauben."

„Sie werden es nicht bereuen, mein Herr; ich bin überzeugt, daß Cecilie Ihnen gefallen wird; sie ist so gut und hat mir so treulich beigestanden bei der Pflege meines sel. Mannes, mit wahrhaft kindlicher Aufopferung; ich liebe sie, als ob sie meine Tochter wäre."

„Also doch eine Nichte", sagte sich Ernst, „meine Vermutung war richtig."

„Aber sagen Sie mir", plauderte die junge Frau weiter, indem sie einen Blick auf die Karte warf, welche sie immer noch mechanisch in der Hand hielt, „Ihr Name ist mir nicht unbekannt; haben Sie vielleicht noch Verwandte, welche den nämlichen Namen führen? Mein sel. Mann, Paul Rivier, Ingenieur, hatte seine Studienjahre mit einem jungen Mann verbracht, der genau so hieß wie Sie; später hatte er denselben ganz aus den Augen verloren, aber er bewahrte ihm stets ein liebevolles Andenken."

„Paul Rivier? Gewiß, ich erinnere mich seiner! Wir waren zusammen auf dem Polytechnikum. Welch wunderbares Zusammentreffen! Mein armer Freund tot in der Blüte der Jahre, und Sie sind seine Witwe?"

„Ja, er starb nach fünfjähriger Ehe, am Typhus!"

„Armer Freund, armer Paul! Ich hatte keine Ahnung davon; es sind jetzt wohl 15 Jahre, daß ich nichts mehr von ihm gehört habe!"

„Und doch starb er in Bern."

„In Bern? Und ich wußte es nicht?"

„Ja, in diesem Häuschen, drei Jahre nachdem wir uns hier niedergelassen hatten."

„Das erklärt mir die Sache; ich selber bewohne Bern erst seit anderthalb Jahren;

Habe ich die Ehre mit Frau Rivier zu sprechen?

beim Lesen Ihres Namens war es mir wohl, als hätte derselbe einen bekannten Klang, aber ich glaubte Paul weit fort in Italien."

„Wir waren dort, und ich werde auch wieder dorthin zurückkehren, um mich bei meiner Tante niederzulassen, welche mir und meiner Tochter eine Heimat anbietet; das ist auch der Grund, warum ich vor meiner Abreise für Cecilie eine Familie suche, wo sie glücklich wäre, denn ich darf nicht daran denken, sie mit mir zu nehmen, es ließe sich unmöglich mit meiner neuen Stellung vereinbaren."

Dem Dienstmann, welcher in einiger Entfernung auf sie gewartet hatte, schien die Geduld auszugehen; er setzte den Koffer auf die Straße und winkte mit beiden Armen. „Es sind nur noch fünf Minuten bis zum Abgang des Zuges", rief er; „nehmen Sie den Tram, sonst verfehlen Sie den Zug!"

„Den Zug verfehlen, großer Gott!" rief die junge Frau, „das darf ich nicht riskieren. Bitte, machen Sie dem Tram ein Zeichen, daß er anhält."

Ernst half der erschrockenen Frau einsteigen, wagte jedoch nicht, ihr zu folgen ohne direkte Aufforderung.

„Besten Dank und auf Wiedersehen!" rief sie, als der Tram sich in Bewegung setzte, „auf Wiedersehen in vierzehn Tagen."

„Welch merkwürdiges Zusammentreffen", murmelte Ernst, indem er wie gebannt dem Tram nachblickte; „nun bin ich schon halb gefangen. Bin ich nun wohl verpflichtet, diese Cecilie, welche ich noch nie gesehen habe, zu heiraten, nur um Frau Rivier nicht zu beleidigen? Verpflichtet? Nein, aber doch gewissermaßen moralisch gebunden, sie kennt meinen Namen; ich versprach, wiederzukommen, ohne Rückhalt, wie ein kopfloser, grüner Junge." Langsam, in tiefe Gedanken versunken, schlenderte er der Stadt zu. „Nicht übel, diese kleine Frau! wenn das Innere dem Äußern entspricht, warum bleibt sie dann Witwe? Warum sucht sie einen Mann für ihre Nichte, anstatt an sich selber zu denken? Oder sollte das der Grund sein, warum sie der Nichte sich entledigen möchte? Natürlich, deshalb kann sie dieselbe nicht mitnehmen in ihre neue Stellung, das ist nur der erste Schritt; die heiratslustige verlobte Tante will sich die unbequeme Nichte um jeden Preis vom Hals schaffen."

Es war, als ob ihm plötzlich ein Licht aufgegangen wäre; aber warum verstimmte ihn diese Entdeckung so und berührte ihn fast wie eine ihm zugefügte Beleidigung? Ja, ja, es geht nichts über die Klugheit einer intriganten Witwe; er arbeitete sich in eine so zornige Stimmung hinein, daß er sich vornahm, den Brief zu verbrennen und die ganze Geschichte zu vergessen. „Ich will den Brief doch noch

einmal lesen"; er las und las, und anstatt ihn ins Feuer zu werfen, steckte er ihn in die Tasche; hätte er sich nicht vor sich selber geschämt, er hätte am liebsten einen Kuß auf die festen und doch so zierlichen Schriftzüge gedrückt.

Während der ganzen Woche blieb Ernst verstimmt und unzufrieden. Wohl zwanzigmal nahm er sich vor, den Gedanken an die Villa Erika und ihre Herrin aus seinem Herzen zu bannen und die Murtenstraße, wohin er, fast ohne es zu wollen, seine täglichen Spaziergänge, trotz Schneegestöber und Unwetter, richtete, um sich zu überzeugen, ob das Häuschen noch immer verschlossen sei, zu meiden. Umsonst! Diese offenen, festen und doch so sanften Züge waren beständig vor seinen Augen und verfolgten ihn bis in seine Träume! Immer mehr Mühe kostete es unsern Ingenieur, den Zorn gegen Frau Rivier aufrecht zu erhalten, den gerechten Zorn, daß sie ihn an ihre Nichte verkuppeln wollte, während sie selber ihm so unendlich begehrenswert erschien.

„Nein, ich gehe nicht nach der Villa Erika." Mit diesem trotzigen Entschluß setzte er sich vor sein wie gewöhnlich halb erstorbenes Kaminfeuer, um nach einigen Minuten aufzuspringen mit dem Ausruf: „Ich muß sie wiedersehen, entstehe daraus was will." Und er sah sie wirklich.

Der kleine Max war sehr erstaunt, als sein Vater der Wärterin den Befehl erteilte, ihm seine besten Kleider anzuziehen, und ihn, ganz gegen seine Gewohnheit, zu einem Spaziergang aufforderte. Kurze Zeit darauf durchschritten sie die Murtenstraße; vor der Villa Erika wurde Halt gemacht, und der Kleine konnte sich nicht genug wundern, als sein Vater hastig und aufgeregt die Klingel zog und sie bald darauf in einen reizend eingerichteten kleinen Salon geführt und von Frau Rivier aufs liebenswürdigste empfangen wurden; liebkosend strich sie dem Kind, welches ganz verlegen und ängstlich zu ihr aufblickte, die dunkeln Haare aus der Stirne. In diesem Augenblick erschien im Rahmen der Thüre ein reizendes kleines Mädchen von Maxens Alter; es flüchtete sich hinter die Mutter und

. . . . es flüchtete sich hinter die Mutter und betrachtete mit vielem Interesse den kleinen Besuch.

betrachtete mit vielem Interesse den kleinen Besuch. „Das ist Marietta, mein Töchterchen, ich habe sie neulich in Lausanne abgeholt, wo sie bei einer Freundin weilte", sagte Frau Rivier; „finden Sie nicht, daß sie Ihrem Freunde Paul ähnlich sieht?"

„Wirklich, die Ähnlichkeit ist groß", antwortete Ernst zerstreut und verlegen; „Max wird glücklich sein, einen Augenblick mit einer kleinen Freundin spielen zu dürfen; er hat als einzige Spielgefährtin eine junge Katze; er kommt nie mit Kindern zusammen, darum ist er auch so blaß und still!"

„Nun, Marietta", sagte die Witwe, zu dem Kind gewandt, „führe ihn ins Kinderzimmer und versuche es, ihn aufzuheitern"; zu Ernst gewandt fuhr sie fort: „Und Cecilie, wie gefällt sie Ihnen?"

„Aber, geehrte Frau, um diese Frage beantworten zu können, muß ich Sie vor allem

bitten, mich dem Fräulein zuerst vorzustellen, sie ist mir ja völlig unbekannt!"

„Unbekannt! natürlich, aber gesehen haben Sie Cecilie doch gewiß, als sie Ihnen die Thüre aufschloß und Sie ins Zimmer führte."

Ernst betrachtete die Sprechende mit verständnislosem Blick.

„Ich sehe, mein Herr, daß Sie Cecilie gar nicht beachtet haben; sie scheint noch so jung, fast wie ein Kind."

„Das war also Cecilie? Gewiß, jung, fast zu jung, als daß ich daran denken könnte . . ."

„Lassen Sie sich nicht erschrecken", unterbrach ihn Frau Rivier, „sie ist sehr ernst und gesetzt, energisch, liebend und aufopfernd. Ich habe es erfahren und kenne ihren Wert, aber ich muß Ihnen gestehen, verzeihen Sie meine Offenheit, daß auch mir einige Bedenken aufgestiegen sind, als ich hörte, daß Sie allein leben, sozusagen eine Junggesellenwirtschaft führen."

„Das ist ja eben, was ich ändern möchte, warum ich . . ."

„Verzeihen Sie, mein Herr, Sie verstehen mich falsch; ich wollte nur sagen, daß man in Bern so sehr bereit ist, über alles nach dem Schein zu urteilen, ohne die Ehrenhaftigkeit der Beteiligten anzuerkennen; wenn Sie wenigstens eine Haushälterin, eine Verwandte oder eine ältere Dame im Haus hätten . . . Sie begreifen mich gewiß."

Sie begreifen? — Unser Ingenieur war weit entfernt davon.

„Eine Haushälterin, eine ältere Dame", wiederholte er ganz verblüfft, „gewiß habe ich eine solche, aber das kommt hier ja gar nicht in Betracht; einmal verheiratet, brauche ich doch keine Anstandsdame mehr!"

„Ah! Sie gedenken sich wieder zu verheiraten? In diesem Fall ist es ganz was anderes", sagte Frau Rivier.

Ernst war sprachlos. War er von einem bösen Traum befangen oder trieb diese Witwe ein frevelhaftes Spiel mit ihm? Jedenfalls spielte er eine traurige Rolle, und er wünschte sich weit weg aus diesem reizenden Salon mit der verräterischen Frau vor ihm, die ihn mit ihren schönen Augen so harmlos unschuldig anblickte; es überlief ihn kalt und heiß; über seinem Schweigen wurde nun auch sie verlegen.

„Es thut mir wirklich leid", unterbrach sie nun zaghaft die peinliche Stille, „sollte ich Sie beleidigt haben, gewiß lag es nicht in meiner Absicht. Wie ich Ihnen bereits gesagt habe, halte ich Cecilie sehr hoch, und es liegt mir alles daran, sie glücklich und gut aufgehoben zu wissen. Es ist wahr, daß ich einige Bedenken hatte, sie in den Haushalt eines Junggesellen eintreten zu lassen, aber vom Augenblick an, da ich weiß, daß Sie beabsichtigen, sich wieder zu verehelichen, fällt jedes Bedenken dahin; ich hoffe nur, daß Cecilie ihrer zukünftigen Herrin gefallen möge!"

„Aber um Gottes willen, die Sache wird je länger je unklarer!" rief Ernst voller Verzweiflung; „eben dieser Heirat wegen stehe ich hier, um sie mit Ihnen zu besprechen!"

„Mit mir? Großer Gott!" rief die Witwe, indem sie aufsprang. „Was gehen mich Ihre Heiratspläne an? Sie treiben Ihren Scherz mit mir! Da muß ich wirklich bitten . . ."

„Ich bin in vollem Ernst", antwortete der Ingenieur; auch er war aufgestanden und maß die kleine Frau mit zornigem Blick; „Sie forderten mich auf, hierher zu kommen, um die Bekanntschaft von Fräulein Cecilie, Ihrer Nichte, zu machen!"

„Meiner Nichte? Einer Nichte von mir? Was bedeutet diese Täuschung? Ich soll Ihnen als Vermittlerin zu einer Heirat dienen? Das ist zu stark, verstehe das wer will!"

Statt jeder Antwort entnahm Ernst seiner Brieftasche den verhängnisvollen Brief und überreichte ihn Frau Rivier mit einer leichten Verbeugung: „Hier ist Ihr Brief, das ist alles, was ich zu meiner Rechtfertigung vorbringen kann."

Beim Empfang des Briefes konnte sich die junge Frau eines Anfalles von Heiterkeit nicht erwehren.

„Ach, mein Brief!" rief sie; „die Sache ist zu komisch, jetzt verstehe ich! Bitte, verzeihen Sie mir, ich bin vollkommen unschuldig! zu komisch!"

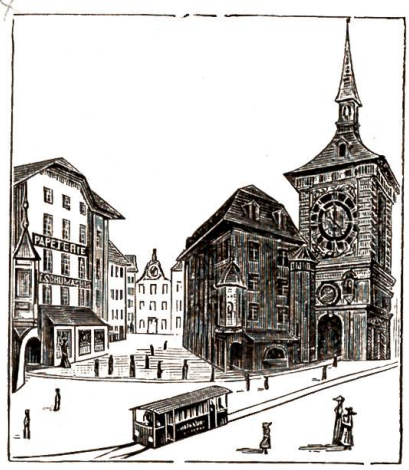
„Was, komisch finden Sie das?" Ernst wurde abwechselnd blaß und rot vor Ärger und Verlegenheit.

„Aber gewiß! Begreifen Sie denn nicht, daß ich Ihnen ein Dienstmädchen anbiete, als Antwort auf Ihre Anfrage im ‚Bund', wo Sie ein solches suchen?"

„Ich, ich hätte ein Dienstmädchen gesucht?"

„Gewiß! und mein Brief wurde Ihnen unter den angegebenen Buchstaben zugesandt; Sie glaubten also, es handle sich um einen Heiratsantrag?" Hier konnte die junge Frau das Lachen nicht mehr unterdrücken; ihre Heiterkeit trug dazu bei, Ernst vollends aus der Fassung zu bringen. Am liebsten wäre er davongerannt, aber Maxens fröhliches Lachen im Nebenzimmer mahnte ihn an seine Vaterpflicht.

Aus dieser beschämenden Lage konnte ihn nichts retten als ein offenes Bekenntnis, das fühlte er, und auf eine freundliche Handbewegung von Frau Rivier hin setzte er sich wieder nieder und ließ sich von dem wonnigen Gefühl, in traulichem Zimmer einer gebildeten Dame gegenüber zu sitzen, so bestricken, daß er ihr rückhaltlos sein Herz öffnete. Er erzählte ihr von seiner Verlassenheit, von der traurigen Kindheit seines Sohnes und wie er dazu kam, den Schritt zu wagen. Frau Rivier hörte ihm mit vieler Teilnahme zu.



Zeitglockenturm.

„Aber wie kamen Sie in Besitz dieses Briefes?" fragte sie nach einer kurzen Pause.

„Das ist mir ein Rätsel", antwortete der Ingenieur, indem er den Umschlag vom Boden aufhob.

„Die Adresse stimmt doch mit der im ‚Bund' angegebenen", murmelte Frau Rivier.

„1583 B. A.? Nun, das ist wirklich merkwürdig", rief Ernst, „dieser Brief war gar nicht für mich bestimmt. Meine Annonce trug die Zahl 1853; ich hatte sie gewählt, weil es mein Geburtsjahr ist, unbegreiflich, daß es mir bis jetzt nicht auffiel!"

„Sie trifft keine Schuld, wohl aber die Zerstreutheit eines Angestellten; oh, diese Annoncenvermittler!" rief die Witwe. „Nun muß ich mich nach einer andern Stelle umsehen für Cecilie."

Ernst war ganz in den Anblick der jungen Frau versunken; ach, wenn ihm eine solche Gefährtin beschieden wäre! welch liebevolle Mutter fände sein kleiner Knabe an ihr, welch reizendes Schwesterchen brächte sie ihm mit; statt jeder Antwort seufzte er tief und schwer.

„Sie haben Ihren Irrtum noch nicht verwunden", sagte die junge Frau freundlich; „wer wird aber auch alles gleich so tragisch auffassen; suchen Sie zu vergessen und machen Sie mir die Freude, eine Tasse Thee mit mir zu trinken; die Kinder werden auch mithalten, und dann sprechen wir von Paul und der Vergangenheit. Wollen Sie?"

Ob er wollte? Am liebsten wäre er gar nicht mehr weggegangen von dieser reizenden Frau, welche ihn völlig bezauberte durch ihre Einfachheit und ihre Liebenswürdigkeit; sein Sohn unterlag wie er ihrem Zauber, und ohne lange um Erlaubnis zu fragen, kletterte er auf ihre Kniee und lehnte sein Köpfchen an ihre Wange, während Marietta sich ganz zutraulich neben ihn setzte, um ihre Milch zu trinken.

Als sich der Abschied nicht mehr hinausschieben ließ, erklärte Max seinem Vater ganz kurz: „Ich bleibe da", und es bedurfte der ganzen Überredungskunst Frau Riviers und des Versprechens, ihn bald wieder durch Cecilie und Marietta abholen zu lassen, um ihn zu beschwichtigen.

Und so kam es, daß Max jede Woche zweimal seine kleine Freundin besuchte und regelmäßig von seinem Vater abgeholt wurde; der Knabe lebte sichtlich auf bei diesem Verkehr und entfaltete sich wie eine Pflanze, die aus dem Keller ans Sonnenlicht versetzt wird; auch Ernst Henning fühlte sich wie verwandelt, aber der Zauber währte nur so lange, als er in den vier Wänden der Villa Erika war. In seiner Wohnung oder auf dem Bureau fühlte er sich tief unglücklich, zerrissen im Innern, zu

Ohne lange um Erlaubnis zu fragen, kletterte er auf ihre Kniee . . .

jeder Arbeit untüchtig; das Wort Trennung umschwebte ihn wie ein Gespenst; er verbohrte sich völlig in den Gedanken, daß Frau Rivier verlobt sei und sich in Italien verheiraten werde.

Frau Rivier direkt darüber zu befragen, fehlte ihm der Mut, und sein Zartgefühl ließ es ihm nicht zu; auch war ihm die Ungewißheit, welche ihm noch immerhin einen Funken von Hoffnung ließ, lieber als die hoffnungslose Gewißheit.

Unterdessen war es Frühling geworden, trotz der gefürchteten Spätfröste, von welchen Bern selten verschont bleibt.

Die wilden Kastanienbäume blühten, der Flieder sandte seine Wohlgerüche durchs offene Fenster, die Schwalben durchkreuzten jubelnd den Himmel, alles atmete Lust und Liebe und . . . Frau Rivier packte ihre Koffer. Warum war ihr wohl das Herz so schwer; warum suchte sie die Abreise unter jedem Vorwand hinauszuschieben? Ließ sie doch nichts zurück; Marietta, ihr Kind, ihr Eins und Alles, nahm sie mit sich, Freunde und Bekannte hatte sie in Bern nicht, und dort im sonnigen Süden war der Frühling noch viel schöner und wurde sie mit offenen Armen von ihrer mütterlichen Freundin empfangen. Verwirrt und beschämt wischte sie die trotz aller Selbstbeherrschung immer wieder hervordringenden Thränen ab und wandte sich dem Garten zu, wo Max und Marietta sich jauchzend herumtummelten.

Ernst war in der letzten Zeit immer zurückhaltender geworden; die Angst, sein Geheimnis zu verraten, machte ihn linkisch und scheu, und obschon er es nicht über sich bringen konnte, Max durch die Haushälterin abholen zu lassen, kürzte er seine Besuche so viel als möglich ab, um sich, kaum hatte er das Haus verlassen, die bittersten Vorwürfe darüber zu machen. Heute abend war ihm das Herz ganz besonders schwer; lange saßen sie schweigend nebeneinander auf der Holzbank unter dem blühenden Kastanienbaum und sahen dem Spiel der Kinder zu; der Gedanke an den nahen Abschied lag wie ein Bann auf ihnen. Jetzt kam Max im hellen Lauf gegen die beiden zu und flüchtete sich auf seines Vaters Kniee, Marietta hinterher, um ihn zu haschen; einen Augenblick hielt Ernst sie beide umfangen, Max aber legte seinen Arm um Frau Riviers Hals und zog sie voller Zärtlichkeit an sich, so nahe, daß ihre Haare Ernsts Stirne streiften; dann, wie aus Dankbarkeit für die genossene Liebe, ergriff er ihre Hand und legte sie in die seines Vaters. Frau Rivier errötete; sanft zog sie die Hand zurück und küßte das Kind.

„Er ist eine kleine Schmeichelkatze", sagte sein Vater, um den Kleinen zu entschuldigen; „er hat noch so wenig Liebe genossen im Leben! er wird Sie schwer vermissen." Er küßte seinen Sohn auf die nämliche Stelle, wo ihn Frau Rivier geküßt hatte, und stellte ihn auf den Boden; auf und davon jagten die Kleinen in

Kanton Glarus.

Th. Hefti von Betschwanden und M. Galatti von Glarus.

heller Jugendlust, und stiller und stiller ward es unter dem blühenden Baum.

„Max wird Sie sehr missen", unterbrach Ernst die peinliche Stille, „Sie aber werden uns bald vergessen haben in Ihrem Glück."

„In meinem Glück?" Sie schaute ihm verwundert in die Augen. „In meinem Glück?"

„Ich spreche von Ihrer Verheiratung", preßte Ernst mühsam hervor, „denn so wie ich verstanden habe, handelt es sich doch um das; wozu gingen Sie sonst nach Livorno?"

„Ich mich verheiraten? Wie kommen Sie zu dieser Voraussetzung? Ich glaubte Ihnen meine Pläne deutlich auseinandergesetzt zu haben?"

„Wirklich", sagte Ernst zögernd, „aber Sie sprachen nur davon, für Ihr Kind eine sichere Existenz zu suchen, aber ich glaubte immer, diese bestehe darin, daß Sie ihm wieder einen Vater geben würden. Die Ehe . . ."

„Ach, mein Herr", unterbrach ihn die Witwe mit einem traurigen Lächeln und feuchten Augen, „mein einziges Glück besteht darin, die Zukunft meiner Tochter sicher zu stellen."

„Und Ihre eigene Zukunft?" fragte sie Ernst, indem er seine Hand auf die ihre legte und ihr tief in die Augen blickte. Jetzt, wo der Bann der unrichtigen Voraussetzung von ihm genommen war, brauchte er sich keinen Zwang mehr aufzulegen. „Wünschen Sie wirklich nichts mehr für sich?"

Frau Rivier senkte den Kopf, aber sie zog ihre Hand nicht zurück.

„Machen Sie mir das Herz nicht schwer", bat sie leise, „ich gehe den Weg der Pflicht, und das muß mir genügen."

„Das glaubte ich auch", rief Ernst, indem er aufsprang; „aber ich habe es erfahren, der Weg der Pflicht ohne Sonnenschein und ohne Liebe ist oft recht bitter und genügt nicht; können wir nicht vereint unsere Pflichten erfüllen, besser erfüllen vereint als getrennt? Sie sind frei, ich bin es auch, wir sind beide über die erste Jugend hinaus und wir kennen das Leben.

Max aber legte seinen Arm um Frau Riviers Hals . . . .

Unsere Kinder lieben sich bereits, wie Geschwister sich nicht inniger lieben könnten, warum sollten wir nicht ihrem Beispiel folgen? Und dieser Irrtum mit dem Brief, dieser verhängnisvolle Irrtum, sollte er uns nicht ein Fingerzeig sein? Ich fasse es so auf. Sie sind mir bestimmt von der Vorsehung, ich halte Sie fest, ich lasse Sie nicht!"

In diesem feierlichen Augenblick ertönte die Hausglocke schrill durch den dämmerigen Garten. Frau Rivier, welche still den leidenschaftlich hervorgestoßenen Worten Ernsts gelauscht hatte, fuhr erschrocken auf.

„Der Dienstmann will die Koffer abholen, um sie zur Bahn zu bringen, er hat morgen früh keine Zeit", berichtete Cecilie. Es war der nämliche rotbemützte Lastträger, welcher Frau Riviers Koffer schon das erste Mal zur Bahn gebracht hatte.

„Er soll es bleiben lassen", wandte sich Frau Rivier nach kurzem Zaudern an Cecilie. „Gieb dem Mann etwas für seine Mühe, die Reise wird verschoben."

Kopfschüttelnd entfernte sich das Mädchen.

„Die Reise wird verschoben!" jubelte Ernst. „Bald magst Du reisen, nach Italien oder bis ans Ende der Welt, aber nicht ohne mich!"

Im Schatten der Frühlingsblüten hielten sie sich fest und innig umschlungen, und es bedurfte des kleinen Max nicht mehr, ihre Hände ineinanderzufügen.

Etwas vom Aberglauben.

„Frau, laß doch Anken aus", sagte Joggi. „In drei Tagen machen wir unser Korn ab, am Samstag muß Sichelten sein und da braucht's Anken, wenn man kücheln will." „Und ich lasse in dieser Woche keinen Anken aus, und am Samstag kann die Sichelten nicht sein, und mit dem Kornabmachen kannst du abwarten bis die andere Woche." „Aber es ist doch so schön Wetter, und das Korn ist mehr als reif." „Syg's oder syg's nit", sagte die Frau, „aber im abgänden Mond lasse ich keinen Anken aus, du weißt ja wohl, wie er mingeret im Hafe. Im ufgände Mond und bsungerbar im Vollmond muß man den Anken auslassen, da mehret er ja fast z'halbe. U sött ih jetzt ga usla'h, du Löhli, wo nis z'Korn nit d'rvo lauft ufem Acker, und ihs o niemer stiehlt? Am Samstig ist Neu. Die angeri Wuche cha ses de gä."

Das faßte Joggeli und das Korn blieb draußen und lief nicht davon, aber das Wetter wartete nicht auf den Anken.

Milder Winter.

Schulinspektor (beim Examen): „Kannst du mir einen milden Winter nennen, Kleiner?"

Schüler: „Der Winter 1894, da ist unser Lehrer sechs Wochen krank gewesen."

Falsch verstanden.

Fiaker: „Ich möcht' gern a Paar waschlederne Handschuh' kaufen!" — Verkäuferin: „Welche Nummer haben Sie?" — Fiaker: „Nr. 4193!"

Unsere Kinder.

Vater: „Schon wieder ein schlechtes Zeugnis?" — Sprößling: „Ja, Papa, du mußt schon ein ernstes Wort mit dem Lehrer reden, sonst macht er immer so fort."

Scherzfrage.

„Warum ist der Dieb klüger als der Arzt?" Der Dieb weiß stets sicher, was uns fehlt.

Ein Geizhals war seinem Ende nahe. Der herbeigerufene Arzt erklärte, daß der Kranke höchstens noch 48 Stunden zu leben habe. „Das wäre schrecklich," rief der Sterbende, „in drei Monaten ist erst Georgi, und ich habe den Mietzins bis dahin schon bezahlt."

Die schwersten Aufgaben für die Eltern sind die Schulaufgaben ihrer Kinder.

Unsere farbigen Bilder.

Wie gewohnt bringt der „Hinkende Bot" auch dieses Jahr zwei Kostümbilder nach König, „Appenzell" und „Glarus". Ob wohl im Appenzellerländchen noch Nachkommen von Ignaz Kegel und Josepha Huber zu finden wären? Jedenfalls dürften diese stolz sein auf ihre Vorfahren. Wie kräftig und trutzig der Ignaz dasteht, ein Bild der freien Kraft und Arbeitslust, während bei Josepha in ihrer sanften Lieblichkeit mehr die ideale Seite des Volkslebens hervortritt.

Das Bild von Glarus führt uns in die gute alte Zeit, wo Schiefertafeln und Schabzieger noch beliebte Handelsartikel waren; es ist interessant, die beiden Bilder zu vergleichen und zu beobachten, wie grundverschieden die Physiognomien sind. Die damalige Art des Handels ist in dem kräftigen Alten und dem zarten Mädchen treu wiedergegeben, und man dürfte heutzutage lange suchen, bis man solch originelle Typen auffinden würde.

Die beiden andern Bilder: „Toilette im Dorfe" (La toilette champêtre) und „Ländliche Reinlichkeit" (La propreté villageoise), sind von einem der besten Berner Maler aus dem letzten Jahrhundert ausgeführt. Indem

wir diese reizenden Bilder einem weitern Publikum zugänglich machen, erfüllen wir auch eine Pflicht der Pietät, indem wir eines Mannes gedenken, dessen 100jähriger Todestag auf den 15. November 1901 fällt.

Sigmund Freudenberger wurde geboren in Bern 1745. Schon von frühester Kindheit an zeigte er großes Talent zum Malen und Zeichnen. Ungern nur gaben die Eltern ihre Einwilligung zum Ergreifen der Künstlerlaufbahn, doch Freudenberger überwand alle Schwierigkeiten und schwankte keinen Augenblick in der Wahl seines Berufes. Seine ersten Studienjahre verbrachte er abwechselnd in Bern, Basel und Lausanne; von da begleitete er 1765 den berühmten Kupferstecher „Aderian Zingg" von St. Gallen nach Paris, wo er während acht Jahren unter den tüchtigsten Künstlern der damaligen Zeit an seiner Ausbildung arbeitete. Im Jahr 1773 jedoch erwachte die Sehnsucht nach seinem Vaterlande mit solcher Macht in ihm, daß er sich entschloß, für kurze Zeit hinzureisen. Er fand in Bern eine so günstige Aufnahme und so viel Liebe für die Kunst, daß die Menge der bestellten Arbeiten ihn an keine Rückkehr nach Paris denken ließ. Die erneuerte Bekanntschaft mit Aberli, dem schon damals hochgeschätzten Landschaftsmaler, fachte seine alte Neigung zur Darstellung des Landlebens wieder neu an; es entstanden nun rasch hintereinander eine Reihe von Bildern, von denen wir hier zwei der beliebtesten zum Abdruck bringen.

Freudenbergers Hauptverdienst war es, den Charakter und die Sitten der Schweizer in ihrer wahren Eigentümlichkeit zu schildern; er ist als der eigentliche Erfinder dieser Art von Darstellung zu betrachten, welcher in geschmackvoller und künstlerischer Weise für sein Vaterland das geleistet hat, was die berühmten holländischen Künstler für die Sittencharakteristik des ihrigen gethan haben.

Nach seiner Rückkehr von Paris bildete Freudenberger mit Aberli, Rieter, seinem Schüler König und andern hervorragenden Malern und Kupferstechern eine kleine Akademie, wo sie an Winterabenden beim Lampenlicht nach dem lebenden, mit ländlichen Trachten bekleideten

Freudenberger.

Modell zeichneten; das mag der Grund sein, warum viele Bilder aus dieser Epoche, obwohl von den verschiedensten Künstlern ausgeführt, den nämlichen Charakter tragen. Die letzten Lebensjahre Freudenbergers waren weniger glücklich. Seit der französischen Revolution und mit dem Beginn der Schweizer Revolution stockte der Absatz seiner Bilder; infolge der traurigen Zustände verdüsterte sich auch sein sonst so frohes, sonniges Gemüt.

Im August 1801 traf ihn der Schlag und zerrüttete Körper und Gemüt auf traurige Weise. Ein zweiter Schlag machte am 15. November desselben Jahres dem trostlosen Zustand und Freudenbergers Leben ein Ende. Groß war die Trauer um den hervorragenden Mann, welchem es wie wenigen vergönnt war, schon bei Lebzeiten volle Würdigung und Anerkennung seiner Kunst zu finden.